

„Die eine Zukunft gibt es nicht“

Gunter Schöbel, Chef des Pfahlbaumuseums



„Nur wer die Vergangenheit kennt, hat eine Zukunft“: Das wusste bereits Wilhelm von Humboldt (1767 – 1835), Gelehrter, Schriftsteller und Staatsmann. Diese Annahme vorausgesetzt passt wohl nichts besser, als mit einem Historiker einen Blick in die Geschichte der Menschen am Bodensee zu werfen, um zu erfahren, was die nächsten Jahre bringen. Die Folge: Im Interview mit SZ-Redakteurin Tanja Poimer berichtet der Direktor des Pfahlbaumuseums, Professor Gunter Schöbel, was wir aus der Steinzeit lernen können und warum immer noch keine Pferde auf Wasserskiern über den See gleiten.

Als Direktor des Pfahlbaumuseums in Unteruhldingen wissen Sie, was in der Stein- und Bronzezeit am See gelaufen ist. Können Sie als Historiker auch etwas über die Zukunft sagen? Es ist schwierig, mit einem Historiker in die Zukunft zu blicken, weil er lieber in die Vergangenheit schaut und allenfalls versucht, im Hier und Jetzt die Vergangenheit mit der Gegenwart abzugleichen. Das Interessante aber ist, dass Historiker die Entwicklung kennen und wissen, welche Parameter das Leben am See schon immer beeinflusst haben. Was die Zukunft angeht, geistern viele Visionen herum. Die Automobilmesse in Detroit im Januar hat zum Beispiel verkündet, dass wir irgendwann in einem selbstfahrenden Auto an einem Rudergesetz sitzen und unsere Fitness trainieren, während wir ans Ziel gebracht werden. Da stellt sich schon die Frage, ob das wirklich die Zukunft ist. Zumal wir wissen, dass es keine lineare Entwicklung gibt.

Heißt das, die Zukunft ist unvorhersehbar?

Das Problem ist, dass es immer zu plötzlichen Brüchen kommen kann, nicht nur auf technischem oder sozialem Gebiet, sondern auch im Bereich Umwelt. Für die Pfahlbauzeit am Bodensee kann ich sagen, es gab etwa alle 200 Jahre Zyklen der Entstehung, die auf einen Höhepunkt in Form sehr gut funktionierender Systeme zurückzuführen. Es folgten aber regelhaft Zusammenbrüche, Pausen und der notwendige Neubeginn. Die Vergangenheit zeigt, wir Menschen sind stark als Gesellschaft, müssen jedoch schauen, dass wir an unserer Zukunft arbeiten, indem wir uns verändern. Denn das Leben ist Veränderung.

Was die Folgezeit bringt, war aber auch schon in der Vergangenheit interessant, oder?

Während der Jahrhunderte wurden immer wieder Zukunftsszenarien entworfen und diskutiert. Die Frage, wie die Welt in zehn oder 20 Jahren aussieht, ist natürlich sehr spannend, hat die Menschen in der Steinzeit aber wahrscheinlich gar nicht interessiert. Bis heute zeigt sich, dass die Prognosen nicht so eintreffen, wie vorhergesagt. Nehmen wir zum Beispiel die Sammelbilder der Schokoladenfabrik Theodor Hildebrand von 1900. Es gibt zwölf Strick zu verschiedenen Themen, die zeigen sollen, wie die Welt im Jahr 2000 aussieht. Ich habe allerdings noch kein Pferd an Heißluftballons und mit Wasserskiern über einen See laufen gesehen. Skepsis ist ange-

bracht, denn die eine Zukunft gibt es nicht. Es gibt vielmehr verschiedene Szenarien.

Was beeinflusst diese Szenarien?

Die Klimaveränderung wird ein wichtiger Punkt sein, also wie verhält sich die Umwelt, und wie verhalten wir uns. Ebenfalls von Bedeutung: die soziale und die politische Komponente, die uns die Steuerung von Prozessen erlauben. Historisch betrachtet fanden immer Entwicklungen statt, die Veränderungen mit sich brachten, wie zum Beispiel die Intensivierung von Handel und Schifffahrt. Es gab goldene Zeitalter und Zeiten, in denen die Menschen aus archäologischer Sicht nicht zu finden sind, weil sie so ärmlich gelebt haben. Etwa 850 vor Christus hatten wir eine große Klimakatastrophe mit heftigen Auswirkungen auf die Besiedlung, die nämlich schlagartig aufhörte. Wir gehen davon aus, dass infolge einer Klimaveränderung auch am Bodensee der Pegel stark angestiegen ist, was den Menschen die Lebensgrundlage entzogen hat und um 900 das Ende der Pfahlbauten bedeutete.

Und wie sah im Nachhinein betrachtet die Zukunft aus, die heute fast 3000 Jahre zurückliegt?

Das Besondere ist, dass wir von 4300 bis 850 vor Christus zwar mit Pausen, aber doch ein Kontinuum in der Landschaftsnutzung hatten. Dann tat es im neunten Jahrhundert also plötzlich diesen Schlag, der mit der Sintflut gleichgesetzt wird, und nicht nur landschaftliche, sondern auch soziale Veränderungen mit sich brachte. Die Gemeinschaften, die rund um den See relativ gleichförmig organisiert waren, sprengten auseinander, und es folgte eine Zeit, die von kleineren Höfen, Burgen und verschiedenen Gesellschaftsschichten geprägt war. Gleichzeitig war das der Übergang von der Bronze- zur Eisenzeit, also der Wechsel des grundlegenden Werkstoffs. Was damit einherging, dass die Ressourcen an anderen Stellen abgebaut wurden als vorher und sich folglich Machtzentren verlagerten.

Klingt nach Silicon Valley auf Zeit, und das vor Christi Geburt. Ein klitzekleiner Sprung: Was bedeutet das für uns, wie leben wir am Bodensee in zehn Jahren? Ist es denkbar, dass wir wieder in Pfahlbauten wohnen?

Wir müssen wie damals Lösungen finden für die Probleme, die wir haben. Ganz akut ist der Siedlungsdruck. Wir brauchen Wohnraum für alle, nicht nur für diejenigen, die es sich am See noch leisten können. In zehn Jahren treten Wetterextreme noch viel häufiger auf. Dann wird deutlich, dass Pfahlbauten eigentlich die beste Form sind, um am See zu leben. Sie sind flexibel im Sturm, können bei flachem und hohem Wasser bestehen, sind im Sommer recht kühl, im Winter vielleicht etwas kalt, doch die Bauweise ist sehr gut an den See adaptiert. Eine Bauweise, die sich bei niedrigeren Wasserständen – in der Bronzezeit lag der See zwei, drei Meter tiefer – wieder anbietet. Ich bin natürlich beeinflusst, denke aber durchaus, dass Pfahlbauten eine Lebensform der Zukunft sein können.